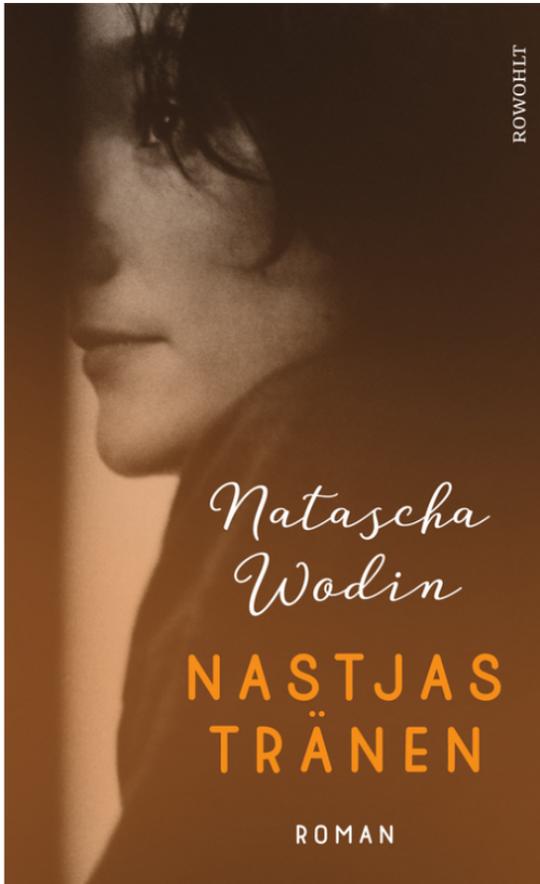


**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-498-00260-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).



Natascha Wodin

# **Nastjas Tränen**

Roman

Rowohlt

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Satz aus der Stempel Garamond

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00260-2

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Wir kamen beide zur selben Zeit nach Berlin, ich aus einem idyllischen Winzerstädtchen in der Südpfalz, Nastja aus der Hauptstadt der damals bankrotten Ukraine. Es war der dritte Sommer nach dem Mauerfall, sie war mit einem Touristenvi-sum unterwegs, ich hatte mich in ein neues Leben in Berlin auf-gemacht, wie damals viele. Meine seit langem angeschlagene Wirbelsäule hatte mir den Umzug allerdings so übelgenom-men, dass ich jemanden brauchte, der mir beim Auspacken der Umzugskisten half und meine Wohnung putzte.

Ich gab eine Annonce in der «Zweiten Hand» auf und ahnte nicht, was ich damit auslösen würde. Ab sechs Uhr am Morgen klingelte mein Telefon. Es riefen vor allem Osteuropäerinnen an, die deutlich an ihrem Akzent zu erkennen waren. Bis zu dem abgelegenen Winzerstädtchen nahe der französischen Grenze waren die seit dem Mauerfall nach Deutschland ström-enden Osteuropäer noch nicht vorgedrungen, auf deutschem Territorium waren sie mir in meinem bisherigen Leben nur selten über den Weg gelaufen, jetzt stürmten sie mein Telefon in Berlin. Vor allem waren es Polinnen und Russinnen, die ihr Glück in der neuen Ost-West-Stadt mit ihrer Goldgräber-stimmung suchten. Es rief auch ein Mann an, der meine Anzeige offenbar falsch verstanden hatte und mir Dienste ganz anderer Art anbot, außerdem eine Araberin, die später

in Begleitung ihres Mannes vorbeikam und sich von ihm die Kiefer aufdrücken ließ, damit ich an ihrem Gebiss erkennen konnte, wie stark sie war. Bis zum Abend wusste ich nicht mehr, wie viele Frauen ich gesprochen und gesehen hatte, wie viele Lenas, Tanjas und Katjas. Eine von ihnen konnte damit punkten, dass sie Götz Georges Hemden bügelte. Eine andere weinte ins Telefon, ich verstand nicht, was sie sagte, nur dass offenbar ihre Mutter krank war. Am zweiten Tag war ich so erschöpft von den vielen fremden Stimmen und Gesichtern, dass ich beschloss, die nächstbeste Bewerberin zu nehmen, die bei mir an der Tür läuten würde.

Die Treppe herauf kam eine sehr schmale, schüchtern wirkende Frau, die etwa fünfzig Jahre alt sein mochte, aber aussah wie ein Mädchen. Sie trug Jeans und einen Rucksack auf den Schultern, auf den ersten Blick hätte man sie für eine typische Erscheinung der Prenzlauer-Berg-Szene halten können, doch bei näherem Hinsehen verrietten das altmodische, verwaschene Blüschen und die manierliche Haarspange die Herkunft aus einem anderen Teil der Welt. Sie stellte sich als Nastja aus Kiew vor, überglücklich, dass sie mit mir Russisch sprechen konnte.

Am Anfang drang es mir gar nicht ins Bewusstsein, dass sie nach meiner Mutter die erste Ukrainerin war, mit der ich es in Deutschland zu tun hatte. Meine Mutter war 1944 als Zwangsarbeiterin nach Deutschland gekommen, eine von Millionen, die aus der Sowjetunion ins Dritte Reich verschleppt wurden und als Arbeitssklaven für die deutsche Kriegsindustrie schufteten mussten. Im letzten Kriegsjahr hatte sie mich geboren und sich elf Jahre später in einem deutschen Fluss ertränkt, rechtlos, perspektivlos, zerstört von den Gewalten, in deren Mahlwerk ihr Leben geraten war. Jetzt, fast vierzig Jahre nach ihrem Tod, war für mich der Gedanken- und Gefühlsweg

von ihr bis zu dieser in die Gegenwart gehörenden Ukrainerin zu weit, Nastja selbst eine zu unwirkliche Gestalt für mich. Die Grenze zwischen der westlichen und der östlichen Welt war durch mein ganzes Leben verlaufen, sie hatte sich so tief in mein Inneres eingepägt, dass ihr Verschwinden in der äußeren Welt für mich nicht fassbar wurde. Eine Ukrainerin, die in meiner Wohnung in Berlin die Möbel abstaubte, konnte es gar nicht geben.

7

Eines Tages, Nastja kam schon seit zwei oder drei Monaten zu mir, legte ich eine alte, vor langer Zeit in Moskau gekaufte Schellackplatte mit ukrainischer Volksmusik auf, wehmütige, von Kopfstimmen getragene A-cappella-Gesänge aus der Herkunftswelt meiner Mutter, einer Ukraine, der ich auf meinen flüchtigen Arbeitsreisen als Dolmetscherin nie begegnet war. Ich hatte Nastja mit der Musik eine Freude machen wollen, aber stattdessen brach sie, die immer so zurückhaltend und scheinbar unbeschwert gewesen war, in Tränen aus.

So begann meine Geschichte mit ihr. Schlagartig erkannte ich in ihren Tränen das Heimweh meiner Mutter wieder, dieses grenzenlose, unheilbare Gefühl, das das Rätsel meiner Kindheit gewesen war, das Mysterium meiner Mutter, die große dunkle Krankheit, an der sie gelitten hatte, solange ich sie kannte. Fast jeden Tag hatte ich ihre Tränen gesehen, und ich hatte immer gespürt, dass ich gegen das, was sich Heimweh nannte, keine Chance hatte, dass meine Mutter sich jeden Tag ein wenig mehr darin verlor, dass sie unentwegt im Verschwinden begriffen war, dass sie eines Tages endgültig weg sein und nur noch das Heimweh von ihr zurückbleiben würde.

Nastja war drei Jahre vor Kriegsende in einer ländlichen Kleinstadt mit einem hohen jüdischen Bevölkerungsanteil in der

westlichen Ukraine geboren worden. Einst, vor der Revolution, vor dem Krieg, als die Ukraine noch als Kornkammer Europas galt, hatte der Ort inmitten endloser Weizenfelder gelegen, in denen die kleinen Dörfer und Städte zu versinken schienen. Die zwei Farben der ukrainischen Nationalflagge stehen noch heute für das Gelb genau dieser Weizenfelder mit dem Blau des Himmels darüber.

An den Krieg hatte Nastja keine Erinnerung mehr, diese Zeit kannte sie nur vom Hörensagen. Die Deutschen hatten eine einzige Bombe über dem Städtchen abgeworfen und ein größeres Wohnhaus getroffen, dessen Bewohner alle in den brennenden Trümmern umgekommen waren. Bloß eine alte Frau, die gerade zum hölzernen Plumpsklo hinter dem Haus hinausgegangen war, hatte überlebt.

Nastja wohnte mit ihren Eltern und ihrer Schwester Tanja in einem kleinen Haus am Ortsrand, in dem man im Winter noch auf dem Ofen schlafen konnte. Es gab zwar Elektrizität, aber das Wasser musste man draußen an einem Brunnen holen. Während des Kriegs waren drei deutsche Soldaten bei ihnen einquartiert gewesen, die Mutter musste für sie Essen kochen und die Wäsche waschen, aber sie sollen nett gewesen sein und der Familie Brot und andere Lebensmittel zugesteckt haben. Zur gleichen Zeit wurden in dem Konzentrationslager, das die Deutschen in dem Städtchen errichtet hatten, innerhalb eines Jahres etwa 13 000 Menschen vernichtet, vor allem ukrainische Juden, deren osteuropäische Shtetlwelt in diesem Krieg für immer unterging. Über die unbefestigten, matschigen Straßen fuhren geschlossene Lastwagen, mobile Gaskammern. Unter dem Vorwand der Evakuierung wurden Juden eingesammelt und hinter der Stadt im Innern des Wagens, in den sie gestiegen waren, mit Auspuffgas erstickt.

Als die Rote Armee zurückkehrte, entdeckte Nastjas Mutter einen deutschen Soldaten, der sich in den Johannisbeersträuchern im Garten versteckt hatte: einen etwa sechzehnjährigen Jungen, ein Kind in Uniform, das am ganzen Körper zitterte und weinte vor Angst. Sie brachte es nicht übers Herz, ihn an die Rote Armee auszuliefern, ihr Mitleid hätte sie das Leben kosten können, sie gewährte einem Kriegsfeind Unterschlupf. Zum Glück war der Junge am nächsten Tag aus dem Garten verschwunden, ohne Folgen für Nastjas Mutter.

9

Ihren Vater sah Nastja zum ersten Mal, als er nach Kriegsende von der Front nach Hause kam. Plötzlich stand ein großer, fremder Mann in Uniform vor der Dreijährigen, der die Arme nach ihr ausstreckte. Ängstlich wich sie zurück. «Ich kenne dich nicht», sagte sie mit weinerlichem Stimmchen. So jedenfalls erzählte man es ihr später.

Der Hunger der Kriegs- und Nachkriegszeit hatte sie für immer geprägt. Sie reagierte auf den Hunger dieser Jahre nicht mit gesteigertem Appetit, sondern mit Appetitlosigkeit. Als Kind wäre sie fast gestorben, weil sie auch von dem Wenigen, das es noch gab, nichts essen wollte. Es schmeckte ihr nichts, allein der Geruch von Nahrung rief Widerwillen in ihr hervor. Auch Jahrzehnte später konnte sie nie mehr essen als eine Katzenportion, ihr Körper hatte sich das Verlangen nach mehr Nahrung für immer abgewöhnt, kulinarische Genüsse waren ihr weitgehend fremd. Ihrer kargen Ernährung in allen ihren Lebenszeiten verdankte sie wohl ihre schmale, mädchenhafte Figur, die sie ihr Leben lang behielt, und wahrscheinlich auch einen Teil ihrer offenbar unverwüstlichen Gesundheit und Beweglichkeit.

Ihre Eltern waren beide Pharmazeuten und führten die einzige Apotheke im Ort. Es gab nur die wichtigsten Medika-

mente, und auch die nicht immer. Das Gehalt reichte nicht, um jeden Tag satt zu werden. Alle hungerten, alle lebten in Elend und im Dreck. In Moskau saß ein Georgier namens Iosif Wissarjonowitsch Stalin, der das riesige Sowjetreich regierte und pausenlos nach Menschenopfern verlangte, nach immer neuen Feinden, die beseitigt werden mussten. Sein wohl fleißigster Vollstrecker war ein Mann namens Wassilij Blochin, der eifrig die täglichen, von Stalin unterzeichneten Todeslisten abarbeitete und pro Nacht in einem gekachelten Keller in Moskau zweihundertfünfzig und mehr Menschen mit seiner Dienstpistole erschoss. Wenn die Munition knapp wurde, jagte er eine Kugel durch zwei Köpfe, die er präzise hintereinander angeordnet hatte. In der gesamten Sowjetunion verschwanden zahllose Menschen in Lagern, auch in der ukrainischen Provinz wurden Nachbarn abgeholt und kamen nicht wieder. Nastja spürte immer die Angst der Erwachsenen, die Angst ihrer Eltern; alle schwiegen, duckten sich. Nur in den Küchen wurde manchmal geflüstert, aber viele waren davon überzeugt, dass der Leviathan in Moskau auch das hörte.

Nastja war ein spätes, nicht mehr erwartetes Kind ihrer Eltern, das fünfzehn Jahre nach ihrer Schwester Tanja geboren wurde. Schon früh begriff sie, dass sie ältere Eltern hatte als andere Kinder. Die Angst, sie zu verlieren, verließ sie nie, hielt ihr Kinderherz fast immer umklammert und übertrug sich in ihrem späteren Leben auf alle ihr nahestehenden Menschen, um die sie beständig in Sorge lebte. Auch ihre Angst vor dem Alleinsein wurzelte in der Verlustangst ihrer Kindheit. Wenn sie frühmorgens in ihrer Kammer hinter der Küche aufwachte und es im Haus noch völlig still war, wenn ins Fenster nur der stumme Sauerkirschbaum aus dem Garten hereinsah, fühlte sie sich umgeben vom Unheimlichen. Waren ihre Eltern viel-

leicht schon gestorben, lagen sie tot in ihren Betten auf der anderen Seite des kleinen Flures mit den morschen Holzdielen? Der entfernte Hahnenschrei belebte den Morgen nicht, er verstärkte nur ihr Gefühl der Verlorenheit und Angst. Ihre ältere Schwester Tanja, die immer neben ihr geschlafen hatte, war nicht mehr da, sie hatte geheiratet und war nach Kiew gezogen. Nastja war jetzt allein mit ihren Eltern, die jeden Augenblick sterben konnten. Sie waren so alt, dass viele sie für ihre Großeltern hielten. Nastja war ihr Nesthäkchen, denn ihre Mutter hatte sie so spät geboren, dass sie mehr ein Geschenk des Himmels als der Natur zu sein schien. Ein schwaches, vielleicht schon genetisch benachteiligtes Kind alter Eltern, das keine Nahrung aufnehmen wollte – nicht nur Nastja hatte Angst um ihre Eltern, sie bangten nicht minder um sie.

11

Einmal war sie mit ihnen in der Hauptstadt gewesen, wo sie ihre Schwester Tanja und deren Familie besucht hatten. Seitdem wünschte sie sich nichts mehr, als später einmal auch in Kiew zu wohnen, in der großen, belebten Stadt mit Schaufenstern, Straßenbahnen und vielen Menschen auf den Straßen, in einer Gemeinschaftswohnung, in der man nie allein war, weil man Tag und Nacht die Lebensgeräusche der Zimmernachbarn hörte. Hier, glaubte sie, würde sie die Angst verlieren, hier wäre kein Platz für Gespenster und Dämonen, hier wären sie verdrängt von den Menschen.

Bei ihrer Einschulung wurde sie zum «oktjabrjonok», einem Kind der Oktoberrevolution, wie alle sowjetischen Erstklässler. Sie lernte, dass sie im schönsten, freiesten, glücklichsten Land der Welt lebte und dass Stalin der beste Freund aller Kinder war. Draußen spielte sie mit den anderen Krieg, Ukrainer gegen Deutsche, Rote gegen Weiße, sie hetzten stundenlang durch die

alten, vom Krieg, von den Frösten und Hitzewellen vieler Jahre zerstörten Straßen, sie versteckten sich in Gräben und hinter Büschen und schossen einander tot.

12 Die ganze Schulzeit hindurch war sie eine Einserschülerin, die Klassenbeste, die schwächeren Schülern bei den Hausaufgaben half, sich um die Heimkinder in ihrer Klasse kümmerte, Kinder von Alkoholikern, Kriminellen und anderen sozialen Absteigern, mit denen die meisten nichts zu tun haben wollten, obwohl die Schüler zu Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit erzogen wurden – zu einem Wir, das mehr galt als das kleine Ich, was Nastjas tiefem Verlangen nach Gemeinschaft entgegenkam. Begierig wartete sie darauf, bei den Jungen Pionieren aufgenommen zu werden, sie fälschte sogar ihr Geburtsdatum, um endlich auch das rote Halstuch tragen und in den Ferien ins Pionierlager fahren zu dürfen, im Herbst zum gemeinsamen Ernteeinsatz irgendwo auf dem Land. In der örtlichen Bibliothek war sie der häufigste Gast, sie verschlang alle Bücher, die dort zu bekommen waren. Die Auswahl war nicht sehr groß, viele Bücher las sie mehrfach und träumte davon, später einmal, wenn sie in Kiew leben würde, alle Bücher zu lesen, die dort in der riesigen Staatsbibliothek auf sie warteten. Später sollte sie von sich sagen, dass sie von Beruf Leserin sei.

Ihr Brotberuf wurde Bauingenieurin. Am liebsten hätte sie Literatur am Gorki-Institut in Moskau studiert, aber dorthin führte kein Weg für sie, allein schon deshalb nicht, weil es so gut wie unmöglich war, eine Zuzugsgenehmigung für die Hauptstadt der Sowjetunion zu erhalten. Außerdem war das gesamte riesige Land immer noch in der Phase des Wiederaufbaus nach dem Krieg, gleichzeitig sollte es unter Lenins Motto «Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes» aus einem Agrarstaat in einen

Industriestaats verwandelt werden. Es wurden Legionen tüchtiger junger Menschen mit technischen Berufen gebraucht, in denen auch möglichst viele Frauen arbeiten sollten. Die programmatisch beschlossene Emanzipation der Frau brachte damals jede Menge Traktoristinnen, Bauarbeiterinnen und Metallurginnen hervor, aber auch Wissenschaftlerinnen und Ärztinnen. Nastja, die in der Schule auch alle mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer mit Bestnoten abgeschlossen hatte, wurde ein Studium der Ingenieurwissenschaften im Fach Tiefbau an der Technischen Hochschule in Kiew nahegelegt. Im Kampf gegen die katastrophale Wohnungsnot wurden in der ukrainischen Hauptstadt zu jener Zeit riesige Plattenbausiedlungen errichtet, und Nastja sollte lernen, alles für diese Bauten zu projektieren, was unter der Erde lag. Das war nicht das, was sie sich gewünscht hatte, aber nicht nur die Literatur, auch die Technik barg ein Geheimnis, das ihr Interesse weckte, und vor allem durfte sie endlich nach Kiew ziehen.

13

In der großen, aufregenden Gemeinschaft der Studenten fühlte sie sich vom ersten Tag an zu Hause. Im Studentenheim wohnte sie mit drei anderen Studentinnen in einem kleinen Zimmer, zwei Hochbetten, die einander gegenüberstanden – eine Enge, die Nastja nicht bedrängte, im Gegenteil: Sie war glücklich wie ein Küken im gemeinsamen Nest. Die Freundschaften, die sie während ihres Studiums schloss, behielt sie das ganze Leben.

Das Essen, das dreimal am Tag in der Mensa ausgegeben wurde, war nicht gerade schmackhaft und abwechslungsreich, fast jeden Tag gab es Kohl, Rote-Bete-Suppe oder Buchweizengrütze, aber in Gesellschaft der immer hungrigen Studenten steigerte sich auch Nastjas Appetit, sodass ihr magerer, eckiger Körper allmählich weiblichere Formen annahm. Nachts las

sie im Bett, mit einer Taschenlampe unter der Decke. Endlich hatten sich ihr die Türen zu den heiligen Archiven der Weltliteratur geöffnet, das dünne Rinnsal, aus dem sie zu Hause geschöpft hatte, war jetzt ein Ozean geworden. Sie las Platon, Dante, Goethe, Shakespeare, Jules Verne, Bernard Shaw, E. T. A. Hoffmann und viele andere. Es war die Zeit der sogenannten Tauwetterperiode unter Nikita Chruschtschow, der Stalin und dessen Terrorherrschaft 1953 abgelöst hatte. Die Studenten waren in Aufbruchsstimmung, alle fühlten, dass die Leine, an der man sie seit jeher geführt hatte, etwas länger geworden war.

Im dritten Semester lernte sie Roman kennen, ihren späteren Mann. Er studierte an der Medizinischen Hochschule, ein schöner, schwarzlockiger Karäer von der Krim, der im selben Studentenheim wohnte wie sie. Er war einer, der Glück gehabt hatte: Im Krieg hatten die Deutschen auf der besetzten Krim fast die gesamte jüdische Bevölkerung ermordet, auch einen Teil der Karäer, deren rassische Zugehörigkeit damals nicht eindeutig geklärt war. Romans Familie konnte dem Massaker nur knapp entgehen, davon abgesehen war über diese Familie dasselbe hinweggerollt wie über alle anderen auch: Revolution, Bürgerkrieg, Enteignungen, Hungersnöte, Stalins Vernichtungsterror, der Überfall der Deutschen, die die größte Stadt der Krim am Schwarzen Meer, Sewastopol, in Schutt und Asche legten und unter dem Namen Theoderichshafen zu deutschem Siedlungsgebiet machen wollten. Schließlich schenkte Nikita Chruschtschow die zu Russland gehörende, vom Krieg verwüstete Halbinsel samt ihrer dezimierten Bevölkerung dem ukrainischen Brudervolk. Für den damals sechzehnjährigen Roman spielte es keine Rolle, ob er Russe oder Ukrainer war, er blieb Sowjetbürger, aber eines noch

fernen Tages sollte dieser historische Transfer schwerwiegende Folgen für ihn haben: Nach der Abspaltung der Ukraine von Russland forderte Wladimir Putin Chruschtschows großzügiges Geschenk zurück und gliederte die Krim gewaltsam wieder an Russland an. Seitdem konnte Roman, der in Kiew lebte, seine Heimat mit den dort noch lebenden Verwandten und Freunden nicht mehr besuchen, weil die ukrainische Regierung ihren Bürgern verbot, auf die von Russland annektierte Halbinsel zu reisen.

15

Roman wurde 1938 in Bachtschyssaraj geboren, einer kleinen, sagenumwobenen Stadt in einem weiten Tal des Krimgebirges. An den Hängen wuchsen die Trauben für den berühmten Krimsekt, Berberitzensträucher und Feigenkakteen. Das Haus, in dem er mit seinen zwei Geschwistern groß wurde, stand direkt gegenüber dem Khan-Palast, einst Sitz der Herrscher über die Krimtataren, ein märchenhaftes architektonisches Ensemble, zu dem der sogenannte Tränenbrunnen gehörte, aus dem seit fast zweihundert Jahren unentwegt zwei Wassertropfen auf eine Rose fielen – die unvergängliche, in Marmor gemeißelte Trauer eines Khans um seine verstorbene junge Frau. Der tägliche Blick aus den Fenstern auf den Tatarenpalast war die einzige Besonderheit des Hauses, in dem der junge Roman sein Leben auf der Krim verbrachte. Im Übrigen bestand es aus verwehrten Gemeinschaftswohnungen, in denen mehrköpfige Familien wie in den meisten sowjetischen Altbauten in einem einzigen Zimmer zusammengepfercht waren. Während seiner gesamten Kindheit und Jugend schlief er hinter einem großen Schrank, auf dem sich Kisten und Koffer bis zur Decke türmten, was die Illusion eines eigenen Zimmers schuf. Seine beiden jüngeren Geschwister schliefen hinter einem Vorhang am anderen Ende des Zimmers, in der

Mitte hatten die Eltern ihr schmales Nachtlager, am Tag fand in diesem Mittelteil des Zimmers das Familienleben statt.

16 Romans Vater war Augenarzt im Bezirkskrankenhaus, die Mutter Buchhalterin auf einem staatlichen Weingut. In der Nachkriegszeit, als jeder Lebensmittelladen leer und auch die Natur von den hungrigen Menschen schon geplündert war, musste Roman die Schule unterbrechen und zwei Jahre lang die Kühe einer Tante hüten, die in einem Gebirgsdorf in der Nähe eine armselige Landwirtschaft betrieb. Dafür wurde er mit den Mehresten vom Brotbacken entlohnt, mit kleinen Portionen Butter und Quark. Ab und zu gelang es dem Vater, etwas Traubenzucker oder Ascorbinsäure für seine Kinder aus dem Krankenhaus zu schmuggeln, wofür man ihn wahrscheinlich erschossen hätte, wenn es herausgekommen wäre.

Nach dem verspäteten Abschluss der Zehnklassenschule musste Roman den obligatorischen dreijährigen Armeedienst absolvieren, er wurde zur Marine eingezogen, die als die brutalste Truppengattung des sowjetischen Militärs galt. Der unmenschliche Drill, der die jungen Männer brechen sollte, bewirkte bei ihm das Gegenteil, er machte ihn widerspenstig, unbestechlich und resistent gegen jede Obrigkeit. Er hatte eine sehr innige Beziehung zu seinem Vater und wusste schon als Kind, dass auch er Arzt werden wollte; später erstrebte er das umso mehr, als es ein unpolitischer, ideologiefreier Beruf war, in dem er sich dem System weitgehend entziehen konnte. Auch wenn Ärzte sehr schlecht bezahlt wurden und es in der rückständigen medizinischen Praxis an fast allem fehlte, was man zur Behandlung kranker Menschen brauchte.

Er machte das Grundstudium an der Universität von Simferopol, wo es eine angesehene medizinische Fakultät gab. Als er nach sechs Semestern nach Kiew ging, um sich in urologischer

Chirurgie ausbilden zu lassen, ließ er in Bachtschyssaraj ein Mädchen zurück, Alsu, das in der Kindheit seine Spielgefährtin gewesen war und das er schon damals hatte heiraten wollen, eine Tochter tatarischer Eltern, die der massenhaften, durch Stalin angeordneten Deportation der Krimtataren während des Zweiten Weltkriegs hatten entgehen können – Überlebende wie seine eigenen, jüdischen Eltern auch. Er war ein Mädchenschwarm, aber Affären hatten ihn nie interessiert, er blieb Alsu immer treu. Sein Lebensplan sah vor, dass er nach Abschluss seines Studiums auf die Krim zurückkehren würde, um seine Arbeit als Arzt in einer Klinik in Simferopol oder Sewastopol aufzunehmen und Alsu zu heiraten, die ebenfalls angehende Ärztin war.

17

Die Begegnung mit Nastja veränderte alles für ihn. In ihr erkannte er auf den ersten Blick diejenige, die er immer gemeint hatte. Sie war nicht weniger umschwärmt als er, einen ihrer Verehrer hatte sie bereits in die engere Wahl gezogen, aber bei Roman brauchte sie nicht abzuwägen, bei ihm war sie sich sofort sicher. Allen, die die beiden zusammen sahen, war klar, dass sie füreinander bestimmt waren, aber letztendlich entschied Alsu. Fast zeitgleich war auch sie aus ihrer Kinderliebe erwacht und schrieb ihm, dass sie sich in einen anderen verliebt habe. Sie ahnte nicht, wie erlösend diese Nachricht für ihn war.

Zu Nastjas schönsten Erinnerungen gehörten die Motorradtouren mit Roman. Er besaß eine schwere, noch aus der Vorkriegszeit stammende Maschine, auf der er von der Krim in die Hauptstadt gekommen war und die er immer wieder mit viel Phantasie reparierte. Sie spie blauschwarze Wolken aus und machte ein infernalisches Geräusch, aber wenn Nastja

auf dem Rücksitz saß, festgeklammert an Romans Oberkörper, angeschmiegt an seinen Rücken, war ihr, als hätte sie den Schweif des Feuervogels zu fassen bekommen, der sie mit Roman durch die Lüfte trug. Sie brausten in die Karpaten, zu Nastjas Eltern aufs Land, zu Romans Eltern auf die Krim. In Kiew hatten sie kaum je Gelegenheit, allein zu sein, aber das Motorrad brachte sie immer schnell an Orte, wo endlich niemand mehr über sie wachte, wo keiner war außer ihnen.

Die Fahrten nach Bachtschyssaraj waren ein abenteuerliches Unterfangen auf den damaligen Straßen, die durch kaum erschlossene, wilde Gegenden führten, doch am Ende des Weges wurde Nastja reich belohnt. Die Krim war eine andere Welt, hell und warm, eine Welt am Meer, das sie vorher nie gesehen hatte. Schon als Kind hatte es sie immer ans Wasser gezogen, an Flüsse und Seen, sie sagte von sich, sie sei eigentlich nicht als Mensch, sondern als Fisch geboren worden. Das Meer mit seiner Urgewalt war eine Offenbarung für sie, es wurde zu ihrem Sehnsuchtsort.

Nie sonst waren Nastja und Roman so lange allein wie beim Zelten am Strand. In ihren Wohnverhältnissen in Kiew war ihnen das Alleinsein nicht nur während der Studentenzeit, sondern auch später nur sehr selten möglich. Wenn sie auf die Krim fuhren, was sie so oft wie möglich taten, fuhren sie in die Freiheit. Alle paar Tage besuchten sie Romans Eltern, dort konnten sie duschen und etwas Warmes essen, dann fuhren sie zurück in die Wildnis, wo ihr Zelt stand – an einem abgelegenen Ufer des Schwarzen Meeres mit seinen atlantisch dröhnenden Wellen, in die Nastja sich nicht oft genug hineinwerfen konnte. Hier waren sie nicht nur allein, sondern für kurze Zeit auch unsichtbar für das Auge des Staates,

die allgegenwärtige Instanz, der ein Sowjetbürger in seinem normalen Alltag nie entrinnen konnte.

Nach dem gleichzeitigen Abschluss ihres Studiums heirateten sie auf dem Standesamt in Kiew und traten beide ihre ersten Arbeitsstellen an: Roman als Praktikant in der Chirurgie einer Klinik, Nastja als Mitarbeiterin beim Städtischen Baukombinat, das die Bauvorhaben der gesamten Stadt plante und ausführte. In den ersten Monaten, in denen sie am Zeichenbrett die Rohrleitungssysteme für Neubauten entwarf, wohnte sie selbst mit Roman in einem uralten ausrangierten Güterwagen aus Holz. Normalerweise kamen junge Paare nach der Hochzeit in einer der elterlichen Wohnungen unter, aber da Nastja und Roman ihr Leben weder in der ukrainischen Provinz noch auf der Krim führen, sondern in Kiew bleiben wollten, mussten sie angesichts der aus allen Nähten platzenden Stadt froh sein, dass man ihnen das überhaupt erlaubt und eine Bleibe angeboten hatte.

Der Güterwagen war ihr eigenes kleines Haus, das auf Rädern stand und über eine schmale Eisentreppe zu betreten war. Früher wurden in dem Güterwagen Zuckerrüben transportiert, der faulig-süße Geruch hatte sich für die Ewigkeit in das feuchte, morsche Holz gefressen. Es zog durch die Ritzen, natürlich gab es weder Strom noch Wasser, allerdings einen Kanonenofen mit einem Rauchabzug direkt nach draußen, an dem sie sich ein wenig wärmen konnten – sofern sie in der Umgebung etwas gefunden hatten, das sich verheizen ließ. Duschen und Wasser holen durften die beiden in der Klinik, in der Roman arbeitete und auf deren Gelände der morsche Wagen stand. Die Geschäfte waren leer wie immer, viel mehr als das, was Nastja und Roman einmal am Tag in ihren jeweiligen Kantinen bekamen, hatten sie nicht zu essen. Die liberale

Chruschtschow-Ära war inzwischen vorbei, ein Ukrainer mit buschigen Augenbrauen namens Leonid Breschnew war 1964 Erster Sekretär des Zentralkomitees der KPdSU geworden und fror das Leben im Sowjetreich für lange Zeit ein.

20

Als Nastja schwanger geworden war und der Geburtstermin schon näher rückte, wurde dem Paar ein Zimmer in einer Gemeinschaftswohnung zugeteilt. Das Zimmer war nicht viel größer als der Güterwagen und ging auf einen engen, dunklen Hof hinaus, aber es hatte eine Zentralheizung und elektrisches Licht. Morgens standen sie mit den Nachbarn vor der Toilette Schlange, jeder mit seinem eigenen Klopapier. Abends hantierten oft fünf Frauen gleichzeitig in der Küche, unter ihnen Rosa Abramowna, eine stark schielende alte Jüdin, die die Deutschen im Krieg übersehen hatten. Man sah sie auch beim Kochen nie anders als mit einer Papirossa zwischen den Zähnen, die sie selbst dann nicht herausnahm, wenn sie mit ihrem gutturalen R die gesamte Welt verfluchte, insbesondere ihre Mitbewohner.

Nach der Geburt ihrer Tochter Vika wurde Nastja mit Haut und Haar eingesogen in das kollektive Schicksal der sowjetischen Frauen. Man hatte ihnen, obwohl sie bis vor kurzem noch Analphabetinnen und Mägde gewesen waren, zu studieren und in fast allen Berufen zu arbeiten ermöglicht, aber zusätzlich mussten sie weiterhin ganz selbstverständlich die traditionelle Frauenrolle ausfüllen, Mutterschaft mit Berufstätigkeit vereinbaren und allein die unmenschliche, fast biblische Mühsal des sowjetischen Alltags bewältigen, immer konfrontiert mit dem Fiasko der Mangelwirtschaft. Annähernd dreißig Jahre lebte Nastja so, eine Zeit, die ihr vorkam wie ein endloses, nie stillstehendes Rotationsband, ein nie abreißender Strom aus grauem, betäubendem Einerlei, aus dem es kein Entrinnen

gab. Fröhlich morgens das schreiende Kind in der Krippe abgeben, dann, halb totgedrückt von den Massen in der Metro, ins Büro hasten, wo sie bald leitende Ingenieurin geworden war. Täglich acht Stunden und länger Kampf mit Misswirtschaft und Desorganisation, mit den oft unüberwindbaren Schwierigkeiten der Materialbeschaffung. Nach der Arbeit bei jedem Wetter das Schlangestehen vor den Geschäften, in deren Schaufenstern meist nur große Pyramiden aus Mayonnaisegläsern zu bestaunen waren. Außer Brot waren Mayonnaise und Nudeln das Einzige, was es immer gab, nach allem, was man zusätzlich brauchte, musste man sich anstellen, manchmal stundenlang, man musste es «erstehen», auch so einfache Dinge wie Kartoffeln und Mehl. An Obst, Gemüse, Zucker und vieles andere war meist nicht zu denken, es war Glückssache, wenn man einmal Blumenkohl, Tomaten oder gar Orangen ergattern konnte. Auf den Privatmärkten war fast alles zu haben, aber kaum jemand konnte die Preise bezahlen, die um ein Vielfaches höher waren als in den staatlichen Geschäften. Sobald Nastja mit den schweren Taschen dann das Kind abgeholt hatte und zu Hause war, musste sie in Eile mit dem Kochen beginnen. Das sehnige Fleisch von den Knochen lösen und durch den Wolf drehen, halb verfaulte Kartoffeln schälen, holzigen Kohl schneiden, nach dem Essen das Kind versorgen und ins Bett bringen, Geschirr spülen, Windeln waschen und über Nacht auf die Leine unter der Zimmerdecke hängen, bügeln, flicken, nie auch nur annähernd fertig werden mit allem, was zu tun war. In dem schmalen Bett, das sie mit Roman teilte, noch ein paar Seiten lesen, dann für fünf, sechs Stunden in bleiernen Schlaf fallen, am nächsten Tag alles von vorn. Die Luft stand still im Land, alles trat auf der Stelle, war wie für die Ewigkeit steckengeblieben in einem bodenlosen Morast.

Die Tochter Vika war ein schwieriges, verschlossenes Kind. Sie wehrte sich jeden Tag mit Händen und Füßen gegen den Kindergarten, in den Nastja sie bringen musste. Der Drill, den sie zu Hause nicht gewohnt war, die verschüchterten und zugleich aggressiven Kinder mit dem schmutzgrünen Rotz auf der Oberlippe, die dicke bläuliche Milchhaut auf dem kalten Grießbrei, der Brechreiz erzeugende Geruch nach Desinfektionsmitteln – die Ukraine blieb immer dieser Kindergarten für sie, ein verhasstes, ihr zutiefst fremdes und feindseliges Land, in dem sie auch später, als Erwachsene, nie Fuß fassen konnte.

Gleich nach der Heirat hatten Nastja und Roman sich auf die Warteliste für eine Wohnung setzen lassen, nach über zehn Jahren waren sie endlich an der Reihe. Sie konnten für einen geringen Betrag eine kleine Genossenschaftswohnung kaufen – anderthalb Zimmer mit einer winzigen Küche, einem winzigen Bad und einem kleinen Balkon im vierzehnten Stock eines Plattenbaus, der zu einer riesigen Neubausiedlung namens Obolonj gehörte, was so viel wie Flussaue hieß. Es war eine der typisch osteuropäischen, geisterhaften Trabantenstädte, die aus der Ferne wirkten wie riesige, in den Horizont ragende Gebilde aus Legobausteinen. Zu Nastjas großer Freude lag das Haus direkt am Dnepr, der an dieser Stelle mächtig anschwell und manchmal, wenn das andere Ufer im Dunst verschwand, aussah wie das Meer.

Sie wohnte jetzt an ihrem geliebten Wasser, aber darüber hinaus war die Vorstellung, den Rest des Lebens an diesem Ort zu verbringen, eher deprimierend. Im Sommer herrschten in der Wohnung, in der alle Fenster nach Südwesten zeigten, tagsüber die Temperaturen eines Schmelzofens, abends konnte man zwar auf dem Balkon sitzen und beobachten, wie die

brennend rote Sonnenkugel im Dnepr versank, aber dafür hatte Nastja nur selten Zeit. Im Winter wurden die Heizkörper oft nicht warm, es blieben die Gasflammen des Küchenherdes, an denen man sich zumindest die Hände wärmen konnte. Ständig fiel der Strom aus, Kerzen für die Notbeleuchtung waren Mangelware. Auch das Wasser konnte jeden Moment versiegen, zum Beispiel dann, wenn Nastja gerade unter der Dusche stand und sich das Haar einshampooiert hatte.

23

Zeitweise lebten sechs Personen auf den achtunddreißig Quadratmetern dieser einzigen Wohnung, die Nastja in Kiew gehabt hatte. Als die schöne Vika mit neunzehn Jahren einen trunksüchtigen Taugenichts heiratete, zog er zu ihr, weil bei seinen Eltern noch weniger Platz war als bei denen seiner jungen Frau. Schon ein halbes Jahr später musste ein Kinderbett in dem halben Zimmer aufgestellt werden, in dem das Paar wohnte – Nastjas und Romans Enkel Slawa wurde geboren. Und schließlich holte Nastja noch ihre alte, verwitwete Mutter aus der Provinz zu sich, weil diese nach dem Tod ihres Mannes allein nicht mehr zurechtkam.

Mit Roman lebte Nastja sich mit den Jahren immer weiter auseinander. Beide begannen, aus den erdrückenden Lebensverhältnissen in kurzlebige Affären zu flüchten, weil sie die innere Enge, in die sie durch die äußere getrieben wurden, nicht mehr aushielten. Auch auf die Krim fuhren sie nun nicht mehr. Romans Eltern waren gestorben, und das Motorrad hatte endgültig seinen Geist aufgegeben. Sie hätten einen Ferienscheck für die Krim beantragen können, aber wäre ihnen ein solcher zugeteilt worden, hätten sie zwei Wochen in einem Ferienhaus für Werktätige verbringen müssen, mit

Kantinenessen, Hausordnung und einem von wildwütigen Massen belagerten Strand.

24

Ihr einziger gemeinsamer Freiraum war jetzt eine kleine, primitive Datscha, die Roman in einer Ferienkolonie hinter Kiew zusammengezimmert hatte. Dort verbrachten sie seitdem ihre Ferien und fast jedes Wochenende in der warmen Jahreszeit. Das Leben spielte sich draußen im Garten ab, wo in der fruchtbaren ukrainischen Schwarzerde Erdbeeren, Himbeeren, Kartoffeln, Gurken, Dill und Tomaten wuchsen. Der Dnepr war auch hier gleich nebenan, es gab zu jener Zeit noch reichlich Fisch in den Flüssen, und Roman war ein leidenschaftlicher Angler geworden, der stundenlang allein am Wasser saß. Abends wurden die Brassen, Karauschen und Schleien, die er fing, über einem offenen Feuer gebraten, und Nastja konnte nach Herzenslust schwimmen. Sie hatte keine Angst vor den unberechenbaren Strömungen und Strudeln des Dnepr, obwohl in der Ukraine jedes Jahr viele Menschen beim Baden in Flüssen ertranken, aber ihr konnte im Wasser nichts passieren, im Wasser war sie in ihrem Element.

Oft kamen Freunde auf die Datscha, ehemalige Kommilitonen, Arbeitskollegen oder Nachbarn, sie alle gehörten zu ihrem Leben, bildeten eine Familie, in der sich jeder auf jeden verlassen konnte. Nastja besaß eine große Begabung für Freundschaften und war reich beschenkt mit Menschen, die ihre Nähe suchten und sie liebten. Kam es einmal vor, dass sie einen Tag oder eine Nacht allein auf der Datscha war, kroch wieder die alte Kinderangst in ihr Herz. Sosehr die Enge sie oft bedrängte, so gern sie eine Weile mit sich und einem Buch allein blieb – sie war keine Einzelgängerin, sie brauchte Menschen um sich, die Gemeinschaft, das Rudel.

Den Glauben an den Sozialismus, von dem sie in ihrer

Kindheit und Jugend beseelt gewesen war, hatte sie längst verloren. Ihr war klargeworden, dass man sie ihr Leben lang belogen und betrogen hatte, dass die von der Partei versprochene lichte Zukunft niemals kommen konnte, weil es eine Diktatur war, in der sie lebte – das gesamte Volk und jeder Einzelne gehörten dem Staat, der mit seinem Besitz machte, was er wollte. Man hatte sie alle einer Idee geopfert, der Idee vom neuen Menschen, zu dessen Erschaffung Millionen anderer aus dem Weg geräumt, in den Gulag verschleppt und ermordet werden mussten, obwohl niemand sagen konnte, was das war, der neue Mensch, und inzwischen ging es auch längst nicht mehr darum. Niemanden mehr kümmerte der Sozialismus als Vorstufe zum Ideal des Kommunismus, niemand mehr sah die allgegenwärtigen roten Transparente mit den optimistischen Losungen in den Straßen, nicht einmal diejenigen, die sie aufgehängt hatten; es drehte sich nur noch um den Schein, um den Erhalt der Macht über die desillusionierte, demoralisierte Masse. Am meisten schmerzte es Nastja, dass sie nie Paris sehen sollte, Rom, das Mittelmeer, Heines Lorelei, Dostojewskis Baden-Baden. Man hatte ihr, wie Anna Achmatowa es ausgedrückt hatte, die Welt gestohlen.

Mittlerweile war in Moskau Michail Gorbatschow an der Macht, Wörter wie Glasnost und Perestrojka, Transparenz und Umgestaltung schienen ein neues Zeitalter einzuläuten, aber noch konnte Nastja sich nicht vorstellen, wie nah der Tag war, an dem die Sowjetsterne, die Hammer-und-Sichel-Symbole und marmornen Köpfe heiliger sowjetischer Führer und Helden zertrümmert auf Kiews Straßen liegen würden, in welcher kurzer Zeit von der Erdoberfläche verschwinden sollte, was für die Ewigkeit gedacht war.

Der Zerfall der Sowjetunion im Jahr 1991 bedeutete auch

das Ende der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Die Ukraine riss sich los von Russland und schlug, unabhängig geworden, den Weg zur freien Marktwirtschaft ein, die viele so lange ersehnt hatten. Das führte zunächst aber dazu, dass einem Großteil der Bevölkerung schon bald keine Gehälter mehr ausbezahlt werden konnten, die Staatskasse war leer. Auch Nastja bekam ihr Gehalt immer seltener, monatelang arbeitete sie umsonst, den letzten Lohn überreichte man ihr, der leitenden Tiefbauingenieurin, nach über fünfundzwanzig Jahren Dienstzeit im größten Baukombinat der Ukraine in Form eines kleinen Sackes Reis.

Zu dieser Zeit hatte Nastja alles verloren. Sie war allein geblieben mit einem hungrigen Kind. Ihre Mutter war schon vor etlichen Jahren gestorben, ihre Tochter, deren Mann gleich nach der Geburt des Kindes das Weite gesucht hatte, lebte inzwischen ohne Aufenthaltserlaubnis in den Niederlanden, die Ehe mit Roman war an den Zumutungen des Alltags zerbrochen. Viele Paare waren dazu gezwungen, auch nach der Scheidung in ihrer bisherigen gemeinsamen Wohnung zusammenzuleben, weil eine Wohnalternative fehlte, aber diese besondere Form der Folter war Nastja und Roman erspart geblieben. Er hatte eine andere Frau kennengelernt und war nach der Scheidung zu ihr gezogen. Nastja war nur Slawa geblieben, der sechsjährige Enkel, den ihre Tochter bei ihr zurückgelassen hatte, aber wie sollte sie den ernähren, da sie keine Arbeit mehr hatte und selbst hungerte?

Die Vorräte in ihrem kleinen Lebensmittelschrank waren schnell aufgebraucht, zuletzt der Reis, den sie jeden Tag in winzigen Portionen gekocht und Slawa mit ein paar Tropfen Sonnenblumenöl zu essen gegeben hatte. Nachdem auch ihre

kleine Rücklage fast über Nacht der Hyperinflation zum Opfer gefallen war, war sie mittellos. Nichts hatte sie als Sowjetbürgerin für ihr Leben weniger erwartet als das. Sie hatte nie viel besessen, aber immer ihr Auskommen gehabt und nie daran gezweifelt, dass das bis zum Ende ihres Lebens auch so bleiben würde, eine bescheidene Versorgung von der Wiege bis zum Grab. Nun ahnte sie, was ihre Mutter durchgemacht hatte, als sie in den Kriegs- und Nachkriegsjahren ihre Kinder hungrig ins Bett schicken musste. Nastjas Enkel Slawa war sehr tapfer, er fühlte sich verpflichtet, seine Großmutter zu trösten, aber er wurde immer dünner und anämischer, nachts wimmerte er vor Hunger in seinem Bett. In den Geschäften gab es jetzt Dinge, die es nie zuvor gegeben hatte, doch es war Importware zu unbezahlbaren Preisen.

27

Nastja hätte jede Arbeit angenommen, so schäbig und schlecht bezahlt auch immer sie gewesen wäre. Sie lief durch die Stadt und bot ihre Dienste an, aber niemand brauchte sie. Alles ging in die Brüche, überall wurden Menschen entlassen und nirgends neue eingestellt. Auch die Kollegenfamilie, mit der sie fünfundzwanzig Jahre lang durch dick und dünn gegangen war, fiel langsam auseinander, jeder hatte mit sich selbst zu tun, jeder musste ums eigene Überleben kämpfen.

Das neue Zauberwort war «Business», die Zukunft lag im Unternehmertum. Nastja versuchte es mit dem Verkauf von Piroggen, die sie mit Pilzen aus dem Wald füllte, sie versuchte es mit Näharbeiten, indem sie alte Kleider auftrennte und auf ihrer Nähmaschine mit Tretantrieb Modelle aus einem französischen Modejournal nachnähte. Einmal gelang es ihr tatsächlich, ein Kleid an eine ihrer früheren Kolleginnen zu verkaufen. Die hatte mit ihrem Mann den ersten Kopierladen der Ukraine eröffnet und konnte gut davon leben. Später hörte

Nastja, dass das Ehepaar eines Morgens vor der Tür seines Ladens von zwei fremden, bewaffneten Männern erwartet wurde. «Gehen Sie wieder nach Hause», sagten sie, «das Geschäft gehört jetzt uns.» Solche Dinge passierten nicht selten. Die Polizei schritt nicht ein, sie war gekauft. Alle waren gekauft. Das Land gehörte jetzt Leuten, die sich Oligarchen nannten.

Zum Glück gab es Roman. Er bekam sein Gehalt auch nicht mehr regelmäßig, aber er konnte Nastja wenigstens ab und an etwas Geld geben, damit sie Kefir und Buchweizengrütze für das Kind kaufen konnte. Zuweilen konnte sie nur auf eine milde Gabe, auf eine Essenseinladung von Freunden hoffen, die aber auch alle nichts mehr hatten. Alle versuchten zu verkaufen, was sie noch besaßen. Nastja verkaufte ihr Besteck, ihr Geschirr, ihre Bücher, ihren guten Wintermantel mit dem Fuchskragen. Man hörte von Leuten, die sogar eine ihrer Nieren verkauften, um das Geld in Nahrung umzusetzen.

Sie musste jetzt oft an Dostojewskis «Brüder Karamasow» denken, an das Gespräch zwischen dem spanischen Großinquisitor und Christus, der zum zweiten Mal auf die Erde gekommen war, um den Menschen die Freiheit zu bringen, und zum zweiten Mal zum Tod verurteilt wurde, weil, so der Großinquisitor, es für den Menschen und die menschliche Gemeinschaft niemals und nirgends etwas Unerträglicheres gegeben habe als die Freiheit. War das so? War sie, Nastja, jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben frei? Bestand Freiheit, die sie so ersehnt hatte, etwa darin, dass man keinen Schutz mehr besaß, dass man niemanden mehr etwas anging, dass es für niemanden mehr eine Rolle spielte, ob man am Leben blieb oder starb?

In ihr begann ein Plan zu reifen. Ihre Schwester Tanja lebte

schon seit mehreren Jahren in Deutschland. Sie war mit einem Juden verheiratet gewesen, ihre Söhne hatten aus der Sowjetunion nach Deutschland ausreisen dürfen, weil sie ebenfalls als Juden galten, und Tanja hatte ihnen nach dem Tod ihres Mannes im Zuge der Familienzusammenführung folgen dürfen. Nach Krieg und Holocaust hatte sich die Situation der noch lebenden Juden in der Sowjetunion kurzzeitig verbessert, aber schon bald war der alte sowjetische Antisemitismus wieder aufgeflackert. Mit dieser Diskriminierung ging allerdings ein singulärer Vorteil einher: Juden durften aus der Sowjetunion ausreisen. Während die einen versuchten, ihr Jüdischsein zu verbergen, um Diskriminierungen zu entgehen, unternahmen andere die größten Anstrengungen, in ihrer Familiengeschichte eine jüdische Großmutter oder Urgroßmutter zu finden, ein noch so winziges jüdisches Zweiglein in ihrem Stammbaum, das ihnen die Ausreise in den Westen ermöglichen sollte.

Früher hatte Deutschland nicht nur Juden aufgenommen, sondern jeden Sowjetbürger, der es über die Grenze schaffte, denn jeder galt als Opfer des kommunistischen Systems. Jetzt, da es dieses System nicht mehr gab und die Bewohner des zerfallenen Sowjetreiches niemand mehr festhielt, da sie jederzeit ausreisen konnten, wohin immer sie wollten, ließ man sie auf der Welt fast nirgends mehr herein. Dennoch hatte Nastja von Leuten gehört, denen es gelungen war, ein Touristenvisum für Deutschland zu bekommen. Sie hatten dort ein paar Wochen lang gearbeitet und waren mit einer Geldsumme zurückgekehrt, von der man in der Ukraine ein halbes Jahr leben konnte.

Sie setzte sich mit ihrer Schwester in Verbindung, die in Berlin lebte, und erzählte ihr von der Idee. Deren Verwirkli-

chung hing von zwei Dingen ab: Sie musste das Geld für eine Zugfahrt nach Berlin auftreiben, und sie brauchte jemanden, der für die Dauer ihres Aufenthalts in Deutschland für sie bürgte und, im Krankheitsfall, die Kosten für ihre Behandlung übernehmen würde. Ihre Schwester konnte das nicht tun, sie lebte von Sozialhilfe. Eine Bürgschaft ihrer Söhne hätte man angesichts der bescheidenen materiellen Verhältnisse, in denen auch sie lebten, ebenfalls nicht akzeptiert, aber einer von ihnen kannte einen Russen, der deutsche Gebrauchtwagen über die Grenze brachte und sie in Russland verkaufte. Dieser Mann, ein gewisser Artjom, hatte eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis für Deutschland, er konnte ein sehr solides Einkommen vorweisen und war bereit, die Bürgschaft für die Tante seines Freundes zu übernehmen.

Unter Vorlage dieser Bürgschaft, die Nastja aus Moskau zugeschickt worden war, ging sie zur deutschen Botschaft in Kiew. Nach stundenlangem Anstehen in einer Warteschlange, die von Uniformierten überwacht wurde, durfte sie ihren Visumsantrag abgeben, und wenige Wochen später, nachdem sie wieder ein paar Stunden in der Warteschlange gestanden hatte, diesmal völlig durchnässt von einem Platzregen, stempelte man das Visum in ihren Pass. Sie durfte nach Deutschland einreisen und vier Wochen bleiben. Es waren nur ein Stempel und ein kleines, unscheinbares Stück Papier mit ihrem Foto – das war alles, was man brauchte, um den Sprung auf die andere Seite der Welt zu schaffen, die irgendwann einmal zu sehen sie schon lange nicht mehr gehofft hatte.

Alles konnte noch daran scheitern, dass sie das Geld für die Reise nicht würde auftreiben können, aber es gelang ihr, sich die Summe in kleinen Beträgen bei ihren Freunden zusammenzuborgen. Jeder gab sein Scherflein, als würde Nastja

stellvertretend für alle auf die Reise in die andere, immer noch legendäre Welt gehen. Den gemeinsamen Enkel Slawa nahm für die Zeit ihrer Abwesenheit Roman in seine Obhut.

An einem heißen Julitag im Jahr 1992 stieg sie auf dem Kiewer Hauptbahnhof in den Zug nach Berlin. Sie reiste mit leichtem Gepäck, wie sie immer gereist war, nur mit ihrem Rucksack auf den Schultern. Hinter Lwiw verließ sie zum ersten Mal in ihrem Leben das Territorium der einstigen Sowjetunion. Der erste deutsche Bahnhof war Frankfurt/Oder, der zweite Berlin-Lichtenberg. Unter den Wartenden auf dem Bahnsteig entdeckte sie ihre Schwester Tanja, die sie etwa sechs Jahre nicht mehr gesehen hatte. Sie hatte nie eine enge Beziehung zu ihr gehabt, dazu war nicht nur der Altersunterschied zwischen den Schwestern zu groß, sie hatten auch im Wesen nicht viel gemeinsam. Tanja war fülliger geworden während der Jahre in Deutschland und hatte weiße Haare bekommen, die sie als Bubikopffrisur trug.

Auf dem kurzen Weg zur U-Bahn sah Nastja überall die ihr von zu Hause so vertrauten Plattenbauten, als wäre sie von der ukrainischen in eine deutsche Obolonj gekommen. Nur dass hier viele der Hochhäuser von Baugerüsten umspannt waren und die Straße im Donner der Presslufthämmer bebte. Von weiter her streckten Baukräne ihre riesigen Arme nach den Wolken aus. Auch in der staubigen Luft war etwas Heimatliches: der Geruch nach den Abgasen osteuropäischer Autos, die kurzatmig keuchend vorüberholperten, während die glänzenden Westwagen geräuschlos über den Asphalt schwebten. Ständig musste man hier Baugruben ausweichen und darauf achten, dass man nicht in einen der vielen Hundehaufen trat. Der alte, rissige Teerasphalt des Trottoirs schmolz in der

sengenden Mittagshitze. Es war einer der Sommer, von denen man zu sagen pflegte, es sei der heißeste, den man je erlebt habe. Nastja sah alles wie durch Nebel. Sie war erschöpft und betäubt von der vierundzwanzig Stunden langen Bahnfahrt, auf der sie kaum geschlafen hatte.

32

Tanja wohnte im Wedding, direkt an der Schnittstelle zwischen dem östlichen und westlichen Teil der Stadt. Bis vor ein paar Jahren hatte sie aus den Fenstern ihrer Wohnung auf die nach Westen hin bunt bemalte Mauer geschaut, dahinter die graue, trostlose Verlängerung der Welt, die einst die ihre gewesen war. Ganz vorne sah man auch jetzt noch die schmutzige Rückseite eines Hauses, dessen Fenster in der DDR zubetoniert worden waren, damit die Bewohner nicht in den Westen hinüberschauen oder gar durch die Fensteröffnungen auf die andere Seite der Mauer gelangen konnten.

Die Wohnung befand sich in einer riesigen Betonburg westlichen Zuschnitts, auf deren Klingelschildern außer ein paar türkischen fast nur osteuropäische Namen zu finden waren. Hier, in enger Nachbarschaft mit Aldi, Obi und Schlecker, bezahlte das Sozialamt ihr eine Einzimmerwohnung mit Küchenzeile, Dusche und einem kleinen Balkon. Sie hatte einen Kühlschrank, eine vollautomatische Waschmaschine und einen Fernseher, der auch zwei russische Programme empfing. Das Mobiliar stammte von der Caritas – Überbleibsel irgendeines unbekanntenen deutschen Lebens, das jetzt in Tanjas Wohnung seine letzten Dienste tat. Es gab eine Couch, auf der Nastja schlafen konnte, das Bett ihrer Schwester stand in einer dafür vorgesehenen Nische des Zimmers.

Tanja hatte ukrainischen Borschtsch und mit Hackfleisch gefüllte Blintshiki vorbereitet, dazu gab es Brot und Sauersahne. Nastja hätte gar nicht zu sagen gewusst, wann zum

letzten Mal sie so etwas gegessen hatte. Auch den Geschmack ihres geliebten schwarzen Kaffees mit Zucker hatte sie schon fast vergessen. Sie trank drei Tassen davon, rauchte zwei Zigaretten, dann nahm sie eine kalte Dusche, legte sich auf die Couch und schlief sofort ein, mit dem herrlichen Aroma des Kaffees in der Nase.

Am nächsten Morgen ging sie in ihren fadenscheinigen ukrainischen Espadrilles leichten, mädchenhaften Schrittes neben ihrer Schwester vom Wittenbergplatz zum Kurfürstendamm. Tanja zeigte ihr das KaDeWe, die Gedächtniskirche, das berühmte Café Kranzler, aber mehr als all das beeindruckte Nastja eine beiläufige Beobachtung. An den Tischen eines Straßenrestaurants saßen Menschen unter roten Sonnenschirmen und aßen. Eine Kellnerin stellte eine silberne Platte mit einem Berg Grillfleisch auf einem der Tische ab. Nastja fand, es war eine erstaunlich große Fleischportion für die vier Personen, die an dem Tisch saßen, aber dann begriff sie, dass diese Portion nicht etwa für alle vier bestimmt war, sondern nur für eine von ihnen. Sie konnte nicht glauben, was sie sah. Selbst in den allerbesten Zeiten hätte man in einem ukrainischen Restaurant niemals eine auch nur annähernd große Portion Fleisch bekommen. Es erschien ihr unmöglich, dass ein einzelner Mensch so viel essen konnte. Man hatte sich in der Ukraine sehr vieles über den Westen erzählt, aber nie hatte sie davon gehört, dass die Menschen hier so viel aßen. Eine Fleischportion wie diese, die außerdem noch mit Pommes frites und einem großen Salatteller serviert wurde, hätte ihr und ihrem Enkel eine ganze Woche lang gereicht.

Tags darauf ließ sie sich von ihrer Schwester zu der Adresse in Charlottenburg begleiten, wo sie während ihres Aufenthalts in

Berlin täglich fünf Stunden als Putzfrau arbeiten sollte. Artjom, der russische Gebrauchtwagenhändler, hatte nicht nur für sie gebürgt, sondern ihr auch diesen Job vermittelt. In der Ukraine hatte sie einen Oligarchen nie aus der Nähe gesehen, sie musste dafür erst nach Deutschland kommen. Die Familie wohnte in einer pompösen alten Villa in einer Seitenstraße des Ku'damms – mit eigener Orangerie, einem Swimmingpool und goldenen Wasserhähnen in drei Marmorbädern. Es waren Leute, die es in der chaotischen Übergangszeit in Russland geschafft hatten, ein profitables Stück Staatseigentum an sich zu reißen und damit schier märchenhafte Gewinne zu erzielen. Sie lebten wie die einstigen Feudalherren im vorrevolutionären Russland und betrachteten die restliche Weltbevölkerung als ihr Dienstpersonal.

Marina Iwanowna residierte zumeist allein in der Villa. Ihr Mann war fast immer auf Reisen oder hielt sich in geschäftlichen Angelegenheiten in Moskau auf, wo das Paar ein Domizil in der berühmten Rubljowka hatte, der bevorzugten Wohngegend der neuen Reichen, in der jedes Haus ein eigener Hochsicherheitstrakt war. Das Paar leistete sich in Deutschland eine Haushälterin und einen Chauffeur, Nastja war für die niederen Arbeiten zuständig. Sie brauchte eine ganze Woche, um die zwei großen Etagen des Hauses zu putzen, danach fing sie wieder von vorn an. Stundenlang musste sie Armaturen polieren, die vielen Teppiche saugen und deren Fransen auskämmen, auf eine Leiter steigen und Lüster abstauben, Kristall für Kristall, sie musste Kacheln auf Hochglanz bringen und sich die Küche vornehmen, die aus einer Vielzahl ihr unverständlicher Geräte bestand. Ihr größter Schrecken waren die verschiedenen Putzmittel, die im Haushaltsraum einen dreitürigen Schrank füllten. In Kiew hatte sie zum Säubern

immer nur Soda und Haushaltsseife verwendet, hier gab es für jeden Gegenstand im Haus ein eigenes Putzmittel. Nastja stand vor den vielen Behältern mit den deutschen Aufschriften wie vor einem rätselhaften Wald, in dem sie sich jedes Mal verirrte. Die gutmütige Haushälterin Marfa konnte ihr selten helfen, sie sprach kaum Deutsch und hatte andere Zuständigkeiten. Sie musste für Marina Iwanowna und deren Gäste kochen und backen, sie musste die Wäsche waschen, bügeln, die zweijährige Nina füttern, die jeden Tag herausgeputzt wurde wie ein Mannequin – eine kleine despotische Majestät, die Marfa den Löffel mit den geriebenen Karotten aus der Hand schlug.

Während Nastja und Marfa arbeiteten und der Chauffeur unterwegs war und Besorgungen machte, telefonierte Marina Iwanowna meistens. Oft blieb sie den ganzen Tag im Negligé, stakste auf ihren hochhackigen Pantoffeln umher, rauchte und unterhielt sich mit ihren russischen Freundinnen in Russland, den USA, Israel und Deutschland. Man hörte ihr den leicht ordinären Tonfall der Büfettfrau an, die sie noch ein paar Jahre zuvor in einer Moskauer Betriebskantine gewesen war. Wahrscheinlich hatte sie, genau wie Nastja, in einem Plattenbau gewohnt oder in einer heruntergekommenen Gemeinschaftswohnung, wo jeden zweiten Tag das Wasser ausfiel und im Flur die Fahrräder der Mitbewohner an Haken an der Wand hingen.

Stets versuchte Nastja, den Argusaugen ihrer Herrin zu entgehen, denn wann immer sie in deren Blickfeld geriet, machte sie gerade etwas falsch. Sie wurde angeschnauzt und zurechtgewiesen, einmal war Marina Iwanowna sogar drauf und dran, ihr ins Gesicht zu schlagen, weil sie eine kostbare gläserne Tischplatte statt mit einem Glasreiniger mit einem Kalkreiniger besprüht hatte. Am Ende zog sie ihr zehn Mark

von ihrem Tageslohn ab und drohte mit sofortiger Entlassung, wenn ihr so etwas noch einmal unterlaufen sollte.

36 Noch nie hatte jemand Nastja so beleidigt und gedemütigt, nie wäre ihr in ihrem sowjetischen Leben in den Sinn gekommen, dass es ihr widerfahren könnte, eines Tages die Dienstmagd einer neureichen Russin zu werden. Sie brannte vor Schmach, Scham und Wut. Jeden Tag schwor sie sich, nie wieder die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten, lieber wollte sie wieder hungern, lieber sterben, aber dann fiel ihr ein, dass Slawa einen neuen Wintermantel brauchte, dass er keine Schuhe mehr hatte, die ihm passten, dass ihre kranke Freundin Dali ihre ganze Hoffnung in das Medikament setzte, das sie ihr aus Deutschland mitbringen sollte. Ihr fiel ihr aussichtsloses Bettlerdasein in Kiew ein, und wenn sie dann die dreißig Mark, die sie täglich für fünf Stunden Arbeit bei Marina Iwanowna verdiente, in Kupono-Karbowanzy, die ukrainische Übergangswährung, umrechnete, kam sie auf einen Betrag, von dem sie in Kiew Slawa und sich selbst länger als eine Woche durchbringen konnte: Jeder Tag bei Marina Iwanowna bedeutete eine zusätzliche Woche Leben für sie und ihren Enkel in Kiew. Und obwohl sie sich so bleischwer und elend fühlte wie noch nie zuvor, stand sie am nächsten Morgen auf und fuhr wieder zu ihrem Frondienst nach Charlottenburg – in ein ihr bisher unbekanntes Reich ihrer postsowjetischen Heimat, das sich in Berlin befand.

Tamara, die Frau ihres Neffen Maxim, hatte in Kiew das Konservatorium abgeschlossen und arbeitete in Berlin als Klavierlehrerin an einer Musikschule in Pankow. Außerdem hatte sie ein paar private Schüler, die sie zu Hause besuchte. Sie rief Nastja eines Tages an und sagte ihr, dass die Eltern eines

Schülers dringend eine Vertretung für ihre erkrankte Putzfrau suchten.

Kurz darauf betrat Nastja zum ersten Mal in ihrem Leben eine deutsche Wohnung. Ihre Bewohner waren eine Augenärztin und ein Augenarzt mit zwei Kindern, freundliche, höfliche Menschen, die nicht zu Hause waren, während Nastja die Wohnung putzte, und die ihr nicht sechs Deutsche Mark pro Stunde bezahlten, sondern zehn. Hier war nichts von dem Prunk, in dem Marina Iwanowna lebte, aber auch eine Wohnung wie diese hatte Nastja noch nie gesehen. Allein das Wohnzimmer war größer als ihre gesamte Wohnung in Kiew, alles in allem fünf geräumige, behaglich eingerichtete Zimmer, eine große Küche, eine Abstellkammer, eine Terrasse und zwei Bäder für vier Menschen. Nachdem die Frau des Hauses sie sehr wohlwollend eingewiesen, ihr den Staubsauger erklärt und die Bügelwäsche gezeigt hatte und Nastja allein zurückgeblieben war, verwundert darüber, dass man ihr, der Fremden, der Ausländerin, so freimütig die Wohnung anvertraute, fielsie auf einen Stuhl in der Küche und brach in Tränen aus. Sie wusste nicht genau, warum sie weinte – ob über ihr lebenslanges Wohnfiasko in Kiew, das ihr der Anblick dieser deutschen Wohnung in seiner ganzen Tragweite vor Augen führte, oder ob es das Vertrauen und die Menschlichkeit dieser Deutschen waren, die sie, gewöhnt an die Knute von Marina Iwanowna, so erschütterten.

Zu Hause hatte Nastja das Putzen nicht besonders ernst genommen, jetzt arbeitete sie mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. Sie war flink und zuverlässig, eine bessere Putzfrau konnte man sich nicht wünschen, man empfahl sie weiter, ein Job führte zum nächsten. Marina Iwanowna hätte ihr gern verboten, sie zu verlassen, aber da das nicht ging, verlegte sie

sich aufs Bitten und zeigte plötzlich ihre proletarisch-familiäre Seite. Nastja hatte sich vor der Verachtung der Deutschen gefürchtet und sie von einer russischen Oligarchenfrau erfahren, nun fühlte sie sich wie erwacht aus einem Albtraum, weil sie auf diese Frau nicht mehr angewiesen war. In den deutschen Haushalten quälte sie ihre Sprachlosigkeit, aber keine der deutschen Frauen behandelte sie wie Abschaum, niemand tadelte und erniedrigte sie. Sie arbeitete fast mit Freude, täglich von morgens bis abends, verdiente mit dem Putzen mehr Geld, als sie sich hatte träumen lassen, und als sie zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Berlin in ihren Pass sah, war das Visum am Vortag gerade abgelaufen.

Möglicherweise hatte sie die Zeit nicht ganz absichtslos vergessen; möglicherweise hatte die Absicht zu vergessen schon in ihr geschlummert, als sie sich auf die Reise gemacht hatte. Nie hätte sie es gewagt, sich bewusst für ein Visumsdelikt zu entscheiden. Sie hatte sich, ohne es zu merken, von dem Gedanken leiten lassen, dass Slawa viel mehr von einer abwesenden Großmutter haben würde, die Geld für sein Überleben verdiente, als von einer, mit der zusammen er hungern musste. Unbewusst war sie ihrer Angst vor der Rückkehr in die Armut erlegen, jetzt kam das böse Erwachen. Noch während sie auf das abgelaufene Abreisedatum in ihrem Visum starrte, sprang in ihr die andere Angst an, die sie als Kind einer Diktatur schon mit der ersten Luft eingeatmet hatte: die Angst vor Strafe, die Angst vor dem Entdecktwerden. Panisch sah sie sich um – war man ihr bereits auf den Fersen? Kamen sie schon, um sie zu verhaften, ins Gefängnis zu bringen?

Sie verschob ihre Abreise Tag für Tag, und mit jedem Tag, den sie blieb, wuchs ihre Schuld und mit der Schuld ihre Angst davor, sich der Grenzkontrolle zu stellen. Sie hatte Roman

angerufen, wegen Slawa musste sie sich keine Sorgen machen. Er war bei seinem Großvater in guten Händen, seine neue Frau, die selbst keine Kinder hatte, war von Anfang an in Romans Enkelsohn verliebt. Nastja wurde nicht dort gebraucht, sondern hier, in Deutschland, wo sie Geld verdienen und für das Auskommen ihrer Nächsten sorgen, die ärmsten ihrer Freunde unterstützen konnte. Für sich selbst brauchte sie nicht viel. Nur ihren starken schwarzen Kaffee, von dem sie täglich mehrere Tassen gegen ihren niedrigen Blutdruck trank, ihre Marlboro-Zigaretten, die sie gegen die bitteren russischen Prima ausgetauscht hatte, eine Monatskarte für die öffentlichen Verkehrsmittel und das Kostgeld, das sie ihrer Schwester gab, die jeden Tag etwas für sie mitkochte.

Sie blieb von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Nach einem halben Jahr gab es wahrscheinlich kein einziges Putzmittel mehr, das sie nicht kannte. Nie wäre ihr der Gedanke in den Sinn gekommen, dass sie eines Tages das Schicksal ihrer Tochter teilen würde. Immer hatte sie in der Hoffnung gelebt, dass Vika eines Tages wieder nach Hause kommen würde, nun war sie selbst im Westen gelandet, eine Illegale wie ihre Tochter. Als Schläferin auf dem Sofa ihrer Schwester war sie eingegangen in die unergründliche Dunkelziffer der Sans-Papiers im Wildwuchs der neuen deutschen Ost-West-Stadt.

Ich freute mich immer, wenn sie alle zwei Wochen zum Putzen zu mir kam, allein schon deshalb, weil sie so schön anzuschauen war – sehr schmal, makellos gebaut und von einer natürlichen Anmut, als hätte sie in ihrem Leben noch keine Brüche erfahren, als ruhte sie noch in sich selbst. Ich war mir sicher gewesen, dass mich die Anwesenheit eines fremden Menschen, der bei mir sauber machte, stören würde, aber

Nastja arbeitete mit einer Diskretion und Feinfühligkeit, dass ich sie kaum bemerkte. Nie hinterließ sie in meiner Wohnung die Spuren einer fremden Hand, im Gegenteil, sie schien besser zu wissen als ich selbst, was gut für mich war. Immer kam sie strahlend bei mir an und sagte, die Putztage bei mir seien Feiertage für sie, weil sie mit mir Russisch sprechen könne und weil ich so nah bei ihrer Schwester wohnte, dass es ihr möglich sei, den Weg zu mir zu Fuß zurückzulegen. Das war seltsam. Ich verstand, dass sie gern ihre Muttersprache mit mir sprach, aber die Freude, drei Kilometer zu Fuß zu gehen, hätte sie sich jederzeit auch ohne die Putzstelle bei mir machen können. Was war an diesem Fußweg für sie so erstrebenswert?

Natürlich hatte ich ihre Tränen nicht vergessen, die sie beim Hören der ukrainischen Musik nicht hatte zurückhalten können, natürlich ahnte ich, dass sie keine Aufenthaltsgenehmigung für Deutschland hatte und dass sie Hilfe brauchte. Immer war ich darauf gefasst, dass sie mich um diese Hilfe bitten würde, denn wer, wenn nicht ich, hätte Vermittlerin zwischen ihr und der deutschen Welt sein können? Ich war dafür prädestiniert, ich war geradezu dafür ausersehen, diese Rolle für sie zu übernehmen. Doch nie versuchte sie, nach diesem sich ihr bietenden Rettungsring zu greifen, nie ließ sie ein Wort über ihre persönlichen Angelegenheiten fallen, dazu war sie zu stolz und zu gut erzogen. Irgendeine wahrscheinlich ungewollte, für mich nicht deutbare Mitteilung über ihre Lage verbarg sich darin, dass es sie so glücklich machte, den Weg zu mir zu Fuß gehen zu können, aber ich fragte nicht nach.

Ich fragte sie nie etwas. Wir hatten ein sehr freundliches, aber distanziertes Verhältnis, ich war die Chefin, sie eine von mir bezahlte Arbeitskraft. Ich tat so, als würde ich ihr die gute Laune und zur Schau getragene Sorglosigkeit abnehmen –

obwohl oder gerade weil mir im Grunde schon vom ersten Augenblick an klar gewesen war, dass mich mein Schicksal erneut eingeholt hatte, als ich mich für Nastja entschied. Nichts hatte mich dazu gezwungen, meinem selbstgefassten Entschluss zu folgen und die Putzstelle der nächstbesten Bewerberin zu geben, die an meiner Tür läuten würde. Ohne mir dessen bewusst zu sein, hatte ich mich diesem Schicksal sofort wieder ergeben, obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, mich nie wieder auf eine Ost-West-Geschichte einzulassen, zu viele davon waren mir in meinem Leben schon widerfahren. Ich wollte nichts mehr zu tun haben mit dem Osten, der mich kraft meiner Geburt seit jeher verfolgte und in seine nie endenden Miseren und Tragödien hineinzog. Ich war es müde, in einem ständigen Spagat zu leben, alles doppelt denken zu müssen, russisch und deutsch, immer alles mit zweierlei Maß messen zu müssen und nie zu wissen, welches Maß eigentlich das meine war.

[...]